

Ich fühlte mich taub und stumm

C.3
Thema:
Rassismus

Ana R., Kinderpsychologin aus Kolumbien

Seit drei Jahren bin ich in der BRD. Ich bin mit einem Deutschen verheiratet. Wir heirateten in Kolumbien und als ich hierher kam, bekam ich zuerst eine Aufenthaltserlaubnis für ein Jahr, dann für anderthalb Jahre und nun – nach drei Jahren – ein unbefristetes Aufenthaltsrecht. Ich darf nun auch selbständig arbeiten. Dieses Visum kann mir wieder entzogen werden, falls ich gegen deutsche Gesetze verstoße. Als ich nach Deutschland kam, hatte ich nicht vor zu arbeiten, denn unser Sohn Sebastian war erst zwei Monate alt. So blieb ich Zuhause. Mein Mann hatte ein Stipendium, und mit dem Erziehungsgeld reichte uns das. Nach etwa einem Jahr endete das Stipendium und uns fehlte dringend Geld. Ich hätte gerne gearbeitet, aber ich hatte immer das Sprachproblem. Ich glaube, dass ich eine riesige Blockade der deutschen Sprache gegenüber habe. Ich habe große Angst, Deutsch zu sprechen, denn ich finde es sehr schwer. [...]

Ich habe einen Beruf, den ich bereits in Kolumbien ausgeübt habe. Dort hatte ich Kinderpsychologie studiert. (...) Die Arbeit hat mir sehr, sehr viel Spaß gemacht. [...] Ich war eine wirtschaftlich und persönlich unabhängige Frau. Im Bereich der Gerontologie organisierte ich nationale Kongresse in Absprache mit dem Gesundheitsministerium. Ich hatte ein soziales und kulturelles Leben, das sich sehr von meinem heutigen unterscheidet. Ich reise viel beruflich, ich kannte sehr interessante Menschen und es gab immer viel Gesprächsstoff.

Der Wechsel in die Ehe und nach Deutschland war ein totales Trauma. Mein berufliches Leben schnitt radikal ab. Auch kulturell ist es hier anders. An erster Stelle steht meine Familie, und als mein Kind anfang zu krabbeln, konnte ich nicht mehr zum Deutschkurs gehen. [...]

Ich habe vor, hier in meinem Beruf zu arbeiten. Ich wusste, dass es hier einen Mangel an Erzieherinnen und Sonderschullehrern gibt, doch ich habe das Problem mit der Sprache. Ich muss auch noch herausfinden, ob meine Zeugnisse hier überhaupt anerkannt werden. Meinen Beruf der Kinderpsychologin gibt es hier nicht. Deshalb habe ich auch erst mal in einer Kindertagesstätte als Aushilfe gearbeitet. Eine Stunde lang kümmerte ich mich um die Kinder und danach reinigte ich die Räume. Die Arbeitsbedingungen waren gut, ich bekam 13 Mark pro Stunde auf die Hand. Hier fühlte ich mich nicht als Putzfrau, sondern ich bekam Kontakt zu meiner Welt, den Kindern. [...]

Etwa nach einem halben Jahr suchte ich wieder Arbeit. Die Reinigungsfirma Pösel

suchte in der Zeitung nach Reinigungskräften, die vertretungsweise in den Sommerferien arbeiten sollten. Meine erste Reaktion war: „gut, ich soll Böden reinigen, das habe ich noch nie gemacht“. Das ist zwar in Kolumbien die allerletzte Arbeit, doch noch schlimmer ist es, dort in Privathäusern zu putzen. Eine Arbeitsstelle war hier in der Nähe, bei der Polizei. Ich dachte auch: „Dort muß ich mit niemand Deutsch reden, ich komme nur, reinige und gehe wieder.“

Ich habe mir nie klargemacht, dass ich eigentlich Putzfrau war, und was das bedeuten würde. Ich hatte bei dieser Arbeit nie Probleme, es scheint, dass ich sehr gut putzen kann, außer zu Hause. Auch in der Kita war ich gut beim Putzen, doch bei der Polizei absolute Spitze. Sie waren so zufrieden, dass sie mich nach den Ferien weiter beschäftigen wollten.

Ich musste zwei Stunden täglich arbeiten, von 7 bis 9 Uhr morgens, was sehr praktisch für mich war. Ich hatte einen Arbeitsvertrag mit den üblichen Abgaben. Das war sehr wenig, weil ich fast nichts verdiente, um die 11 Mark die Stunde. Ich vertrat aber auch kranke Kolleginnen und bekam so mehrere Stunden zusammen. Aber ich habe mir nie überlegt, welche inneren Konsequenzen diese Art der Arbeit für mich haben könnte.

Ich war ganz unten im Abgrund angekommen.

Drei Jahre hatte ich in Deutschland verbracht, ich reinigte Böden, las nicht mehr, ich fühlte mich taub und stumm. Ich spreche immer schlechter und ich putze Böden. Ich habe ein schönes Heim, einen guten Ehemann und einen Sohn, der mich sehr erfüllt. Was die Familie betrifft, fühlte ich mich sehr zufrieden, doch intellektuell und persönlich war ich zu 100% unzufrieden. Ich erkannte, dass meine intellektuelle Entwicklung genauso bedeutend ist wie meine Familie. Ganz genauso, nicht mehr und nicht weniger. Und ich merkte, wenn ich so weitermache, kann meine Familie zum Teufel gehen und mich verlieren.

Mir wurde klar, dass das Putzen im Büro eine Arbeit ist, bei der ein Mensch nicht redet, man wird vom Chef ausgebeutet, man putzt Böden und die Leute treten hinterher wieder drauf, dann putzt du wieder...

Das bildet den Gesprächsstoff mit den Kolleginnen. Alle sind Ausländerinnen, manche sind Asylbewerberinnen und ihre emotionale Lage ist sehr schwierig. [...]

Mit den Deutschen wurde auch sehr wenig gesprochen: Guten Tag, wo wohnst Du, was machst Du? Man konnte nicht reden, sondern tat seine Arbeit und ging wieder. Außerdem blieb ich die „Putzfrau von der Polizei“. Ich war eben die Putzfrau, niemand kannte mein früheres Leben und es interessierte auch niemand. [...]

Als ich für drei Monate nach Kolumbien ging, nahm ich frei und konnte danach wieder einsteigen. Was ich nicht wusste und was sie mir nie sagten, war, dass ich das Anrecht auf Urlaub hatte, pro Monat ein oder zwei Tage. Als ich das nach dem Urlaub reklamierte, sagten sie, dass es zu spät sei. Dieses Geld wurde mir nie bezahlt, obwohl das mein Recht war. Das empfand ich als inkorrekt, denn sie wussten, dass ich Ausländerin bin [und das nicht wissen konnte, Anm.].

Aus: IGA Bielefeld u.a.(Hg.) (1998): Reader "no borders" – Abschiebeknast Neuss, Situation von Migrantinnen, Debatte Sexismus-Rassismus. Bielefeld